

Der Tod und das Mädchen



Drama
von
Willi Arit



Der Tod und das Mädchen

**Eisen
20 X 176 X 20
2011**

©2011

Der Tod und das Mädchen

Schwarzen Augen gleich, blicken die Flecken der alten, verfallenen Wand zu dem Mädchen rüber, das sich zu einer imaginären Musik wiegt. Eine Flasche hat sie sich zum Tanzpartner erwählt und drückt diese gegen ihre Brust. Wie so oft in den letzten Monaten hat sie sich hierher zurückgezogen, um mit sich ins Reine zu kommen. Das ist ihr Platz, niemand stört ihre Einsamkeit, darum kann sie sich hier so frei geben, wie es ihr gefällt. Ihr leichtes Summen liegt in einem starken Kontrast zu den schwarzen Spuren, die sich vom Kajal der Augen gefärbt, über die Wangen ziehen und vom Kinn lösen. Sie zeugen von der tiefen Verzweiflung, die sie mit einem ironischen Tanz zu verschleiern hofft.

Keine zwei Tage ist es her, dass er es ihr unmissverständlich klarmachte: Es ist aus.

Sie hat es nicht geglaubt und glaubt es auch jetzt nicht. Wie auch, ist es doch so widersinnig. Noch vorgestern schwor er ihr seine Liebe, die er auf seine unwiderstehliche Art und Weise zum Ausdruck bringen kann. Doch als sie wieder auf der Tanzfläche erschienen, änderte sich sein Verhalten. Er hat sie stehen lassen, als wäre in der letzten Stunde nichts geschehen. Und dann der Auftritt der schwarzen Schlange. Jeder Mann hatte nur noch Augen für sie. Doch die Schlange suchte sich ihn aus, dabei war er unberührbar. Das jedenfalls in ihren Augen und heute die Erkenntnis, dass sie sich geirrt hatte. Doch glauben, glauben kann sie es nicht.

Hier unten, im Keller, der alle ihre Geheimnisse kennt, wird sie ihre Gefühle auf den Boden kotzen. Alle ihre Gefühle hatten die Augen der Wände schon gesehen. Doch dieser Grad der Verzweiflung ist neu.

Mit Singen und Lachen versucht sie ihre Hoffnungslosigkeit zu kaschieren, doch das Zittern der Stimme verrät sie. Das vorher noch entspannte Gesicht mutiert zur Fratze. Die Erkenntnis der Einsamkeit wirft sie auf die Knie und lässt sie wie ein weggeworfener Strohsack auf dem Boden liegen, nur beobachtet von dem alten Spiegel, der dort verloren an der Wand lehnt. Dieser gibt ungerührt die Verzweiflung wieder, die sie hinein wirft. Auf allen Vieren kriecht sie zu ihm rüber und betrachtet sich mit einem verächtlichen Blick. Doch sie erkennt sich nicht. Ihr Geist spielt ihr einen schlimmen Streich.

„Was willst du hier? Du Schlampe, du Hexe. Du hast ihn mir weggenommen“.

< Sieh dich doch an, du kleines, armes Mädchen. Was bist du gegen mich, kannst du mir etwas entgegenhalten? >

Das Mädchen sieht an sich runter. Sie packt ihre Bluse, zieht sie vom Körper ab.

„Ich hab ihm immer gefallen“.

< Du Dummmchen, der kannte nichts Anderes. Doch nun ist er wissend. >

„Dreckige Kuh, Schlampe, ...“.

Ihre Schimpfworte werden immer obszöner. Ein kräftiger Schwung feuert die die Flasche gegen die Wand und lässt sie in einem Sprühregen von Scherben auf die Erde regnen..

< Rede nur, mir kannst du nichts anhaben und ihn wirst du nicht mehr sehen. >

„Bei mir ist alles genauso gut wie bei dir“.

Mit den Worten greift sie in die Knopfleiste ihrer Bluse und reißt sie mit einem Ruck auf.

< Ha, ha! Ist das alles? >

„Warte nur!“

Mit dem zweiten Ruck fliegt der BH durch die Luft und landet in Mitten der Scherben, die, einem Teppich gleich, entlang der Wand liegen.

< Schau an, da ist doch etwas. Doch für ihn reicht das nicht. >

„Etwas? Es hat ihm gereicht“.

Ein schneller Sprung und sie steht provokant ihrem Spiegelbild gegenüber, das sie aber nicht erkennt. Mit schnellem Griff entledigt sie sich des Rockes, der auf dem kleinen Haufen an der Wand landet.

< Ja, weiter so. Ich will alles sehen. >

„Das sollst du. Kein Teil hast du mehr wie ich“.

Damit fliegt der Slip weg und sie steht nackt vor dem Spiegel.

„Das hat er gewollt. Es hat ihn angemacht, mich so zu sehen“.

Sie dreht sich im Kreis und posiert vor dem Spiegel.

< Das genügt ihm nicht mehr. Er hat jetzt mehr. Das Leben hat er kennengelernt. >

„Das Leben, dass ich nicht lache. Was für ein Leben? Mit so einer billigen Hure wie dich kann man nicht leben“.

Der Tritt, den sie gegen den Spiegel führt, wird abrupt und schmerzhaft vom dicken Glas gestoppt. Der Zeh, der ihn traf, schmerzt und sie hockt sich auf den Boden, um ihn zu kneten.

Neben dem Spiegel erblickt sie ein Stück Kreide. Schnell hebt sie es auf und malt damit die Umriss eines Menschen an die Wand.

„Da stehst du, du Arschloch. So, wie immer, ohne Gefühle, stumm wie ein Fisch und genauso kalt. Ich sollte dich umbringen“.

Sie hinkt zu den Scherben und fischt sich den zackigen Flaschenhals heraus. Damit stellt sie sich drohend vor den Umriss.

„Und dann? Ohne dich?“

Sie wirft die Scherbe zu den Anderen auf den Boden.

„Das geht doch auch nicht, verdammte Scheiße. Das hab ich doch versucht. Ich hab’s versucht, es ging nicht. Jedes Scheißteil, das an dich erinnert, ist weg. Kaputt, aus meinem Kopf“.

Sie schlägt sich die Fäuste vor die Stirn.

„Scheiße, es geht nicht. Ich krieg dich nicht raus“.

Sie trommelt mit den Fäusten gegen den Umriss.

„Verschwinde doch einfach“.

<Was machst du, bist du von Sinnen?>

Sie erkennt seine Stimme, die wie ein Hall aus dem Umriss strömt oder aus dem Spiegel? Sie weiß es nicht, es ist wie eine Eingebung, die sich im Innern formiert und dem Geist dann Wirklichkeit vorgaukelt.

„Kommst du zurück? Ich vermisse dich so“.

Ihre Stimme klingt fordernd, wenn auch mit unterschwelligem Zittern, das zum Teil aus dem körperlichen Schmerz des geprellten Zehs, doch auch aus der seelischen Pein kommt.

<Nein, es ist aus.>

„Warum? Sieh, das alles war von dir. Du hast es gewollt und ich hab es dir geschenkt“.

Wie zwei Äpfel präsentiert sie ihre Brüste und würde sie rüber reichen, wären sie nicht angewachsen.

<Ich will es nicht mehr.>

„Schau nur, das verlierst du. Was hat die Schlampe zu bieten? Aufgepumpte Titten und einen geilen Arsch, das hat dich verrückt gemacht. Du bist verrückt geworden. Sie hat dich verhext. Und ich kann nichts machen. Sie hat dich verhext, die Teufelin“.

Mit jedem Satz wird ihre Stimme aggressiver.

<Es liegt nicht an ihr.>

„Also an mir?“

<Sieh es, wie du willst.>

„Ohne dich will ich nicht leben“.

<Was willst du machen, du kannst es nicht ändern.>

„Doch, kann ich“.

Sie geht zu den Scherben und nimmt den Flaschenhals wieder auf, an dem ein spitzer, scharfer Zacken vorsteht, wie ein Messer. Damit hockt sie sich vor den Umriss an der Wand, in dem sie immer noch ihn erkennt. Ihr Gegenüber fest im Blick, presst sie die Spitze gegen ihren Arm. Schnell haben sich einige dunkle Tropfen um den Schnitt herum gebildet, gleiten auf der Haut nach unten und fallen auf den Boden.

<Mach dich nicht lächerlich, leg die Scherbe weg.>

„Ich sagte es doch, ohne dich will ich nicht sein. Mit meinen Konsequenzen musst du dann leben“.

Sie springt auf und ganz an den Umriss an der Wand gerückt sieht sie ihm in die imaginären Augen. Dabei hat sie den verletzten Arm gehoben und ein roter Streifen bahnt sich seinen Weg dem Ellbogen entgegen.

„Du hast gesagt, du kannst aus meinen Augen sehen und das erkennen, was ich erkenne. Nun erkenne. Das ist dein Blut, du hast es gefordert und ich gebe es dir. Du kannst es haben und es wird noch mehr. So viel, das du darin ersäufst“.

Wut macht sich in ihrem Innern breit und entlädt sich in einem spontanen Angriff auf die Wand

„Ich hasse dich, ich hasse dich!“

< Nein, du liebst mich. Du hast es gesagt. Darum lege die Scherbe weg. >

„Ja, ich liebe dich. Und du kommst zurück“.

< Nein, es ist aus. Und du weißt das. Es gibt kein Zurück. >

„Nur wegen dieser Schlampe. Was hat die schon? Nichts, was ich nicht auch hätte, nur in XXL. Ist es das, was du haben willst?“

< Ich sagte doch, es ist nicht wegen ihr.>

„Was kann ich tun? Sag es mir“.

Mit gesenktem Kopf spricht sie die Worte, die fast nicht mehr zu hören sind.

< Es gibt nichts mehr zu tun. >

„Dann sollst du verdammt sein und mit dir dieses Weibsstück. Sie ist gar nichts, eine Null“.

Fast erschrickt sie vor ihrem verzerrten, wütenden Gesicht, das sich im Spiegel zeigt und in dem sie nun ihre Widersacherin erkennt.

< Ha, nun wird sie wütend. Siehst gar nicht so schlecht aus, wenn du wütend bist. >

„Halte dein Maul, du Fotze“.

< Doch was bist du gegen mich? >

Die blanke Verzweiflung ergreift Macht über ihre geschundene Seele. Sie wirft sich lang auf den Boden und trommelt wie wild auf ihn ein. Ein lauter Schrei treibt ihre letzte Kraft aus dem Körper. Nur das Zittern der Atmung lässt das Leben erkennen, das noch in ihr wohnt.

< Hast du dich beruhigt? Das ist brav. >

Seine Stimme beruhigt ihren Atem.

„Brav ist vorbei. Das war mal“.

Sie wirft sich auf den Rücken. Die Spitze der Scherbe ragt gefährlich in die Höhe.

„Es ist dein Wille, dass es so kommt und du wirst es mit dir schleppen, als Ballast, dein Leben lang“.

Sie setzt die Schneide wieder an den Arm und ritzt sich die Haut ein ganzes Stück weit ein. Dunkel rinnt das Blut aus der Wunde. Wie Teer tropft es vom Ellbogen auf die Erde. Ihre versteinerten Augen betrachten das Werk. Obwohl die Wunde recht tief ist, gibt sie keine Schmerzen an den Geist.

< Und, ist es nun besser. >

„Nichts ist besser. Halt deinen Mund, ich will mit dir nichts mehr zu tun haben“.

Gedankenverloren betrachten die leeren Augen die Tropfen, die sich vom Handgelenk lösen und in die größer werdende Pfütze auf dem Boden fallen, wo sie für den Bruchteil einer Sekunde eine leuchtend rote Krone bilden. Eine bleierne Ruhe lässt ihre Lebensfunktionen erstarren. Alles ist so weit weg. Was hat noch Bedeutung?

Nach einigen Minuten oder sind es Stunden, zwingt sich etwas in ihre Gedanken. Die Fesseln ihrer Verlorenheit lösen sich. Ihr Blick wandert zum Spiegel. Sie sieht nichts anderes, als die ganze Zeit zuvor und doch erkennt sie den Unterschied. Ein Schatten hat sich in das Bild geschoben. Das Schemen eines Menschen oder eines Geistes.

„Wer bist du? Ich kenne dich nicht“.

< Nein, du kennst mich nicht. Und doch bin ich dein Freund, dein letzter. >

„Ich hab keine Freunde mehr, verschwinde, ich will allein sein“.

< Das geht nicht, ich werde hier warten. >

„Ich will dich nicht hier haben. Bist du der Teufel? Hat sie dich geschickt?“

< Nein, mich schickt man nicht. Und den Teufel gibt es nicht. >

„Doch, ich hab ihn gesehen. Sie ist der Teufel“.

< Ich sagte doch, es gibt ihn nicht. Jeder ist sich sein eigener Teufel. >

„Verpiss dich. Es ist mir egal. Mir ist alles egal“.

< Ich weiß, darum bin ich hier. >

Ich kenne dich nicht, was willst du?

< Immer, wenn man mich braucht, bin ich zur Stelle. >

„Woher willst du wissen, was ich brauche?“

Ihre Stimme ist ein trotziger Aufschrei.

< Das kann jeder sehen, der dich ansieht. >

„Lass mich alleine, ich brauche nichts“.

Und dann mit einem lauten Aufschrei:

„Hau ab, hau einfach ab und lass mich hier sitzen“.

< Das geht nicht, wenn es geschieht, muss ich an deiner Seite sein. >

„Was soll denn geschehen?“

< Du willst nicht mehr leben. >

„Und dann willst du mich holen? Also bist du doch der Teufel“.

< Nein, ich bin dein Begleiter, wenn es geschieht. >

Was weiß diese Stimme? Sie kann nicht mit der Situation umgehen. Die Stimme scheint real, doch sehen kann sie niemanden. Jetzt hört sie die Worte auch nicht mehr in ihrem Geist, sondern sie scheinen direkt aus dem Glas des Spiegels zu kommen. Ganz nahe rückt sie zu dem Glas.

„Was soll denn geschehen?“

Die Worte bestehen aus Flüstern. Langsam macht sie sich mit dem Sonderbaren vertraut.

< Das, was du vorhast. >

„Was habe ich vor“.

Sie versucht ihren blutverschmierten Arm zu verstecken, doch wovor.

< Du möchtest nicht mehr leben. Ich sagte es bereits. >

„Quatsch, wer sagt das? „

< Wäre es nicht so, wäre ich nicht hier. >

„Aber ich will nicht mehr“.

Demonstrativ wirft sie die Scherbe in die Ecke.

< Sicher? >

„Scheiße, ich weiß es doch auch nicht“.

< Siehst du, da bleib ich noch etwas. >

Das Mädchen geht zum Spiegel und schmiegt sich an den Rahmen.

„Wenn er zurückkommt, mache ich es nicht. Kannst du das regeln?“

Der, jetzt eingeschlagenen Ton, hatte ihr auch immer bei ihrem Vater geholfen, ihn gnädig zu stimmen.

< Nein, kann ich nicht. Und, was sollte es nützen? >

„Ich hätte ihn wieder“.

< Vielleicht kommt er auch so wieder. >

„Wann? In einer Woche, in einem Monat, in einem Jahr? Dann will ich ihn nicht mehr. Dieses Arschloch. Ich kann noch viele andere haben. Der soll sich nichts einbilden“.

Sie posiert vor ihrem Spiegelbild und wirft sich in die Brust. Doch die Verzweiflung übermannt sie erneut und wirft sie auf den Boden, den Blick unentwegt auf das Glas des Spiegels geheftet.

„Er soll zurückkommen. Bitte mach das, oder verschwinde“.

< Ich gehe, wenn du dich entschieden hast. Entweder mit dir oder alleine. >

„Wo gehen wir denn dann hin?“

Neugier macht sich in ihrem Geist breit und verdrängt für kurze Zeit ihre Verzweiflung.

< Wo alle hingehen. >

„Sag schon, du bist gekommen, um mich zu holen und du bringst mich irgendwo hin“.

< Ich hole dich nicht, ich bin dein Begleiter. Es liegt nicht an mir, ob du mitgehst. Es ist deine Entscheidung. >

Grübelnd hockt sie sich mit dem Rücken an die Wand und betrachtet die Wunde an ihrem Arm.

„Wo warst du denn die anderen Male? Damals auf der Brücke und dann an dem Bahngleis?“

< Da war es dir nicht ernst. >

„Woher willst du das wissen?“

< Sonst wäre ich bei dir gewesen. >

„Hätte ich es nur da schon getan. Dann würde ich das Arschloch nicht kennen. Doch wo wäre ich dann?“

< Das kann ich dir nicht sagen. >

„Du kannst nicht, oder du willst es mir nicht sagen?“

< Ich begleite nur, mehr nicht. >

„Du hast schon so Viele geholt. Wollten die immer mit?“

< Nein. Du hast es heute selber in der Hand, doch die Meisten haben keine Wahl. Sie müssen. >

„Sie sterben einfach?“

< Oder sie werden gestorben. >

„Blöder Ausdruck“.

< Du hast recht. Andere haben dann entschieden. >

„Also gut, heute entscheide ich und ich werde es jetzt tun. Soll das Arschloch sehen, wie es ohne mich auskommt“.

< Es ist deine Entscheidung, doch ich komme gerne nochmal wieder. >

„Wann?“

< Wenn es nötig ist. >

Wann ist das?

< Das weiß ich nicht. >

„Und wenn wir gleich gehen, wie ist das? Werde ich Schmerzen haben?“

< Nein, du liegst ruhig in meinem Arm. Ich werde dich behüten. >

„Ich will in seinem Arm liegen. Weißt du, wie das ist? Warm unter einer Decke, Körper an Körper. Der Geruch, das Gefühl, der Geschmack. Nichts anderes ist so. Kennst du das?“

< Nein. >

„Wie willst du das dann beurteilen?“

< Will ich nicht. Ich warte nur. >

„Da kannst du lange warten. Ich will mit dir nichts zu tun haben. Verschwinde!“

< Erst wenn du sicher bist. >

„Bin ich doch. Der Kerl kann mich mal. Es gibt noch Andere“.

Sie wendet sich von Spiegel ab, erhebt sich entschlossen und schreitet durch den Keller. Erst noch ganz selbstsicher, doch jeder Schritt scheint die Last zu erhöhen, die auf ihre Seele drückt.

„Ich werde ihn aber sehen. Mit dieser Schlampe. Das kann ich nicht“.

< Bei Vielen hab ich so gestanden. Jeder dachte, er schafft es nicht. >

„Und wenn du kommst, nimmst du auch einen mit?“

Ihre Stimme klingt sehr unsicher. Ist das Urteil schon gefallen?

< Es ist nicht meine Entscheidung, sondern die des Gastes. >

„Wenn die Zeit reif ist?“

< Was ist Zeit? Die gibt es nur bei euch Menschen. Sie ist der Ablauf eures Lebens. Und jeder hat seine eigene >

„Ich kann sie auf der Uhr ablesen“.

< Nein. >

„Wohl, sie sagt mir wie spät es ist“.

< Sie zeigt dir an, an welcher Stelle du in einer langen Reihe von Stunden und Minuten oder Jahre stehst. Doch deine Zeit zeigt sie nicht an. >

„Jeder, der auf die Uhr sieht, erkennt die gleiche Zeit“.

< Sie zeigt den Takt an, der die Menschen synchronisiert, doch nicht ihre Zeit. >

„Und meine ist nun gekommen?“

< Vielleicht. >

Sie nimmt ihren Kopf in die Hände. Mit einem Mal wird ihr klar, dass sie nur einen kleinen Schritt vom Tod entfernt ist, die Stimme ist der Tod und der ist schon in ihrem Geist. Ganz nahe an den Spiegel gerückt sucht sie nach Zeichen, die er an ihr schon gemacht hat. Oder

ist der Spiegel die Tür zur Unterwelt und sie hat den ersten, entscheidenden Schritt schon getan? Sie betrachtet die große Pfütze, die dunkel auf dem Boden liegt. Angst bohrt in ihren Eingeweiden. Sie wendet sich vom Spiegel ab, als könne eine Hand herausgreifen und sie in das Jenseits ziehen.

Unschlüssig geht sie auf und ab. Wie soll sie dem ungebetenen Gast begegnen. Er will sie mitnehmen, doch will sie auch mitgehen? Sie weiß es doch selber nicht. Aber er ist da, das ist Fakt und er kommt nicht umsonst. Doch sagt er auch, dass es ihre Entscheidung ist. Was soll sie glauben?

„Schau, warte noch etwas, bis ich sicher bin“.

< Meine Geduld ist grenzenlos. >

„Du kannst in der Zwischenzeit jemanden anderen holen. Wenn es soweit ist, kann ein Kollege von dir kommen“.

<Ich bin alleine.>

„Für alle Menschen? „

<Es ist so.>

„Aber es sterben viele zur gleichen Zeit“.

<Ich sagte, für mich gibt es keine Zeit.>

„Dann bleib eben“.

Sie stellt sich vor den Spiegel und streichelt den Rahmen, sie streicht sanft über ihr Spiegelbild, so, als könne sie den Gast in ihren Gedanken besänftigen. Sie reibt ihren Körper an dem kalten Glas, an der rauen Oberfläche des Rahmens.

„Schau, wie schön ich bin. Darf das aus dieser Welt verschwinden?“

< Ich kann Schönheit nicht erkennen. >

„Aber er, er hat sie gesehen und ist doch zu ihr gegangen. Es hat alles keinen Sinn“.

Mit schnellem Schritt ist sie zu den Scherben gegangen und greift eine. Dann hockt sie sich mit dem Rücken vor den Spiegel. Ihre Hände hat sie in der Höhle zwischen Bauch und Beine versteckt. Eine dunkle Spur zeigt sich auf dem Boden zu ihren Füßen.

Ihr Körper regt sich nicht. Ihre Gedanken wandern durch Raum und Zeit. Wo ist sie? Was ist real? Die Stimme ist verschwunden, doch getragen kommt sie sich auch nicht vor. Vielleicht gibt es den Tod ja gar nicht und er ist nur eine Illusion, hervorgehoben von Verzweiflung und Müdigkeit. Vielleicht ist das ganze Leben eine Illusion.

Doch nun ist sie müde, unendlich müde.

